

# Evangelisch-Lutherisches

# Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porlo das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raman's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren Rev. N. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. T. H. Fäkel, Milwaukee.

11. Jahrg. No. 20.

Milwaukee, Wis., den 15. Juni 1876.

Lauf. No. 293

(Für das „Gemeindeblatt.“)

## Einer sorgt.

Met.: Freu dich sehr o meine Seele.

Einer sorgt! — Wer ist der Eine?

Der mit Seinem kräftigen Wort

Alle Dinge trägt alleine,

Der da sorget fort und fort

Für die ganze weite Welt,

Die Er schükt, die Er erhält:

Er ist es, o liebe Seele,

Ihm, dem Einen, dich befehle!

Einer sorgt! O laß Ihn walten:

Der so viele tausend nährt,

Krau und wird auch dich erhalten,

Wenn dein Herz zu Ihm sich kehrt.

Bist du arm, so ist Er reich

Und voll Lieb und Guld zugleich:

Könnt ein Weib ihr Kindlein hassen,

Will doch Er dich nicht verlassen!

Einer sorgt — wenn alles weicht,

Wenn das Auge einsam weint,

Jeder Hoffnungsstern erbleicht.

Und kein Rettungsarm erscheint.

Einer sorgt in dunkler Nacht;

Seine Gult und Treue wach,

Er wird Trost und Hilfe senden

Und das Unglück plötzlich wenden.

Einer sorgt! O laß dein Sorgen,

Denn es bringt dich nicht zum Ziel,

Ob Du auch vom frühen Morgen

Sorgst und sinnest noch so viel.

Alle Sorgen wirf auf Ihn,

Dann wird Gram und Kummer fliehen

Und mit Freuden wirst du singen:

Einer sorgt in allen Dingen!

Einer sorgt! Er wirds wohl machen,

Ob auch geht durch Nacht und Graus;

Er führt alle deine Sachen

Wunderherrlich doch hinaus.

Auf den Nebel folgt die Sonn,

Auf das Trauern Freud und Wonn",

Nach dem langen schweren Kriege

Gehst doch zu vollkommnem Siege!

Einer sorgt! Er sorgt für alles,

Was dich nur beglücken kann.

Nahin Er doch sich deines Falles

Unausprechlich huldreich an.

Ja, Er sorgt für deine Ruh,

Strömt dir Heil und Frieden zu,

Gibt Dir reiche Himmelsgaben,

Will dich auch im Irdischen laben.

Einer sorgt! Ob voll Vertrauen

Gänzlich dich dem Einen hin!

Vern auf Seine Wunder schauen,

Dir zum ewigen Gewinn.

Sei getrost, o Christenherz!

Einer sorgt in Freud und Schmerz.

Einer sorgt auch noch im Sterben

Und macht dich zum Himmelserben.

Fr. Wehermüller.

## Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Wahrlich! wahrlich! ich sage euch: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben. Joh. 16, 23.

Das ist in der That eine so große Verheißung, daß es kein Wunder ist, wenn die Vernunft dabei fluket und sich nicht darein finden kann. Der Beter in Jesu Namen soll alles haben, um was er bittet. Er soll keine Fehlbitte thun!

— Das glaubt man so leicht nicht. Daher kommen so viele Einwendungen gegen diese Wahrheit. Damit wir aber keine dieser Einwendungen auch nur würdigen anzuhören, darum hängt der Heiland das ehrwürdige Siegel seiner Versicherung an dies Wort: Amen! Amen! Wahrlich! Wahrlich! — Amen (Wahrlich) ist das große Bethewerungswort der Schriften des alten und neuen Testaments, wenn die Erfüllung einer Sache unausbleiblich erfolgen soll; und eben das ist das Wort, dessen der Heiland sich hier bedient. Hat also der gläubige Beter nicht die allergeringste Versicherung von der Erhörung seines Gebetes? Und was heißt das denn, diese Wahrheit verkleugnen oder mit allerhand Vernunftschlüssen dieselbe bestreiten? Das heißt es: den ewigen Sohn Gottes, den treuen und wahrhaftigen Zeugen, der das Herz seines Vaters am besten kennt, weil er und der Vater eins sind, den Zeugen, der diese Verheißung mit seinem Blute besiegelt hat, den Zeugen, der Gott selbst ist, — zum Vliener machen! — Und welch ein Verbrechen ist das! — Aber wie? wenn man weder Mittel noch Wege, weder Anfang noch Ende übersiehet, wie Einem kann geholfen werden? Keines von allem braucht der Glaube zu sehen. Genug, daß er die Handschrift seines Gottes siehet, die ihm die Erhörung seines Gebetes zusagt. Er hält sich an das Wort des Herrn: Es soll geschehen, ehe sie rufen, will ich antworten; wenn sie noch reden, will ich hören. Jes. 65, 24. Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan; denn

wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan. Matth. 7, 7, 8. Der Glaube beruft sich auf den Namen seines Herrn, auf den Namen Jesu, daher kann er mit aller Zuversicht bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten. Wer so betet, dessen Erquickungstage haben kein Ende, und nichts kann ihn in seiner Freude stören. Ein Gebet in Jesu Namen ist wie der Regen und der Schnee. Wie dieser nicht vergebens vom Himmel auf die Erde fällt, so steigt auch kein einziges Gebet vergebens zum Heilande auf. Es kommt nicht leer wieder, sondern bringt ein Delblatt des Friedens und der Erhörung nach dem andern zurück.

## Prüfet die Geister.

Wenn einer daheim aus dem alten Vaterlande hier herüber kommt und nicht schon drüben dem Unglauben verfallen war und nun hier, als in einem freien Lande, nur noch ungestört der Ungebundenheit des Unglaubens zu leben gedenkt, so wird er wohl darauf bedacht sein, zu einer Kirche sich zu halten und einer Gemeinde sich anzuschließen. Aber nun findet er überall, zumal in größeren Städten, gar mancherlei Kirchen und Gemeinden. Ist er ein vorsichtiger Mann, so denkt er: hier muß ich erwählen, wohin ich mich schlagen soll. Wohlgedacht! Wär's nur auch gleich wohl und gut ausgeführt! Denn freilich trifft nun mancher seine Wahl, aber nicht recht; nicht nach dem rechten Maßstab. Dem einen sticht das ganz äußerliche in die Augen, etwa die Größe und Schönheit des Kirchgebäudes und die Menge der Glieder und deren Vornehmheit. Einen anderen bestimmen die Kirchengebräuche; vielleicht findet er gerade die, welche er daheim hatte oder er freut sich, eine Kirche zu finden, wo gerade die Gebräuche nicht sind, die ihm nicht genehm sind. Einem dritten gefällt des Predigers Art, etwa die starke Stimme, oder die süße andächtige Art seiner Predigten oder anderes dergleichen. — Aber nach dem allen soll man nicht entscheiden und wählen. Worauf gilt's denn merken und wonach entscheiden? Das sagt I. Joh. 4, 1.: Prüfet die Geister. Das gilt's also: Prüfen, welch Bekenntniß eine Gemeinde hat? Welche Lehre der Prediger führt? Wer da recht prüfet, der wird nicht fehl gehen.

Doch muß man nicht meinen, es sei das Prüfen der Geister für denjenigen abgethan, der nach rechter Prüfung sich einmal an eine rechtlehrende Gemeinde angeschlossen hat. O nein! für jeden Christen gilt zu aller Zeit diese Ermahnung: Prüfet die Geister.

Wie überaus wichtig ist es doch, eben die Geister prüfen, d. h. die Lehre, die gelehrt und bekannt wird und im Schwange geht, prüfen, urtheilen und richten und unter Umständen sich erhebende falsche Lehre und deren Meißler und Anhänger verwerfen.

Ein für alle Mal ist's ohne Frage darum überaus wichtig, weil Gott es gebietet und überall in der Schrift fleißig einschärft. Nun sei es, was es sei, das Gott gebietet und haben will, das ist hoch wichtig und wir Christen sollen es recht ernst damit nehmen. Gott spricht nicht bloß in unserer Stelle: Glaubet nicht einem jeglichen Geist! Fahrt nicht blindlings zu und höret nicht jeglichen Lehrer, er lehre, was es sei. Sondern prüfet die Geister, achtet auf die Lehre, nochmals genau. Gott spricht vielfach also in der ganzen Schrift. So spricht Er durch seinen lieben Sohn, unseren Herrn: Sehet euch vor, vor den falschen Propheten, d. i.: so ihr sie prüfet und als falsche Lehrer ausfindet, so höret sie nicht. So spricht er durch den Apostel Paulus zu den Corinthern: Als mit den Klugen rede ich, richte t i h r, was ich sage. (1. Cor. 10, 15.)

Paulus selbst hat den Corinthern zuvor die Predigt des Evangeliums gebracht und war deren Lehrer gewesen, doch spricht er nicht: Was ich euch predige, müßt ihr stetig gehorsam annehmen, dieweil eben ich's predige. In solcher Art spricht der Antichrist, der Papst; der verlangt, seine Christen sollen annehmen allzeit, was er lehrt und sagt, weil er der Papst ist, damit wohl beweisend, daß er der rechte Widerchrist ist, der sich an Gottes Statt setzt und selbst zu Gott macht. Nicht also Paulus; dieweil er ein rechter Geist und Lehrer aus Gott, so spricht er: Richtet ihr, was ich sage, urtheilt es aus dem Gottesworte, das ihr habt. Da giebt er als ein rechter Christ Gott die Ehre, daß Gottes Wort selbst muß immer Meißler und Richter bleiben in der Kirche. So lobt auch der Apostel die Verdienstlichen Christen, daß dieselben die Predigt nicht so unbesorgens auf Treu und Glauben annehmen, sondern forschten in der Schrift, ob sich's also verhalte, ob die Predigt recht sei nach dem Worte Gottes. (Apostelg. 17, 11.) Hiernach ist klar, daß Gott solche Christen nicht können wohlgefallen, die stumpf und träge anhören, wie ihnen nur immer gepredigt wird und achten und prüfen nicht, ob bei ihnen die rechte Lehre geführt werde. Solche eifern doch wahrlich nicht um die Ehre Gottes, des lieben himmlischen Vaters. Denn dessen Ehre wird durch nichts mehr geschändet, als daß in seinem Namen gelogen und betrogen wird und solches geschieht, wo dies Predigtamt, das in seinem Namen dasteht und lehrt, falsche verkehrte und unreine Lehre führt.

Ist's nun also um des Gebotes Gottes willen so wichtig, die Geister zu prüfen und ihre Lehre urtheilen und richten, so doch auch um der Christen selbst willen, die da hören und gelehrt werden.

Wozu hat Gott das Wort gegeben und das Predigtamt eingesetzt? Wozu läßt er predigen und lehren in seinem Namen? Nun: damit die Sünder den rechten Glauben empfangen, ins Reich Gottes eingehen und in Unschuld und Gerechtigkeit durch Christum darinnen selig leben, hier und in Ewig-

keit. Rechte Geister und Lehrer aus Gott predigen auch zur Seligkeit; predigen wirklich die Sünder in die Seligkeit hinein; nicht aus ihrer Kraft, sondern aus Kraft der Verheißung Gottes, daß sein Wort soll solches ausrichten, nämlich zum Glauben an Christum bringen und also selig machen. Falsche Prediger und Lehrer dagegen predigen zur Verdammnis, predigen durch ihre falsche Predigt die Seelen in die Hölle hinein. Ist's denn darum nicht hochwichtig, daß man die Geister prüfe und richte und prüfe die Lehre, die sie bringen, ob's die rechte sei, die selig macht? Ist denn Vernunft und Verstand darin, daß man will trüg, schläfrig und gleichgültig sein, ob man zur Hölle oder zum Himmel geführt werde? Hätte ein Mensch einen reichen Verwandten, von dem er etwas erhoffte und derselbige reiche Verwandte hinterließ beim Tode ein Testament, so wird der, welcher zu erben hoffte, bei Eröffnung des Testaments gewiß nicht gleichgültig sein dagegen, ob dasselbe also ausgerichtet werde, als seine Worte lauten, oder nicht. Nun haben wir in dem theuren Evangelium Gottes und Christi ein hochherrliches Testament, aufgesetzt, uns Sünder zu reichen fröhlichen Erben zu machen und gegeben mit dem gnädigen Willen, daß es genau, wie es lautet, soll ausgerichtet werden an alle Sünder. Nicht um zeitliche Güter, nicht um Geringes, allenfalls Entbehrliches handelt es sich darin, sondern um ewige, um große, um unentbehrliche Güter, — um Vergebung der Sünden, um Freiheit von Fluch, Strafe, Zorn, Hölle, um ewige Seligkeit. Wie nun? Da wollen wir nicht prüfen und richten, ob die welche solches Testament an uns sollen ausrichten und verkündigen, es auch recht ausrichten, recht sagen, was zu ererben sei durch dasselbe und wie man müsse Miterbe werden und wie man die Anwartschaft an dem köstlichen Erbe gewiß verliere? Wir wollen nicht prüfen, da es ganz gewiß ist, daß eben nur die wirklich das zugesagte Erbe empfangen, welche Gottes Testament in Christo, das seligmachende Evangelium, so annehmen, als Gott es gesetzt, und auf dasselbe, wie es lautet aus Gottes und Christi Munde, ihr alleiniges Vertrauen setzen? Wir wollten nicht prüfen, da es gewiß ist: Falsch gelehrt und falsch geglaubt heißt um Himmel und Seligkeit betrogen sein? Denn, so gewiß es ist, daß verdammt ist nach Gottes eigenem Wort, wer ein ander Evangelium lehrt, so gewiß auch der, welcher an ein ander Evangelium glaubt.

Und meine Niemand, er wolle eines Tages wohl vor Gott entschuldigt sein, wenn er nicht recht geglaubt, dieweil er nicht recht gelehrt. Nein, solche Entschuldigung wird nicht helfen, als Christus der Herr selbst deutlich sagt, daß der Knecht, der seines Herrn Willen nicht weiß, hat doch gethan, das der Streiche werth ist (Luc. 12, 4, 8.). Darum weg mit aller verdammlichen Schläfrigkeit und Unbesorgtheit in diesem Stück. Wohl steht geschrieben, daß Gott die falschen Lehrer verdammen wird und von ihren Händen das Blut derer fordern, welche sie irre geführt und auf dem Irrwege gelassen haben; aber eben so deutlich steht an selbigem Ort geschrieben, daß doch auch diejenigen sterben werden zu ewigem Tode, welche also auf dem Irrwege geblieben sind. Also meine nicht, es soll einstmals eine gültige Entschuldigung für dich sein, daß du sagen kannst: Dieser oder jener Prediger hat mich falsch gelehrt. Ich habe ihm getraut, dieweil er so fest versicherte, er

glaube und lehre recht. Wie sollte ich auch anders thun? O, liebe Mitchristen! Gar anders sollten wir thun! Nämlich auf keines Predigers und Lehrers Wort, so blindlings hin wie Schlafende und und Thoren unsern Glauben und Seligkeit gründen. Wo ermuntert doch Gott zu solcher Thorheit? Wo bestärkt er doch in solcher Schläfrigkeit und Trägheit der blindlings Glaubenden? Er spricht ja vielmehr zu allen Christen gar ernstlich: Glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind — d. h. rechte Lehrer vor Gott.

Was soll man mehr vorhalten, zu Ernst, Eifer und christlichem Bedacht in diesem Stück zu ermahnen. Es wäre ein erfreulich Zeichen, daß die Christen anfangen prüfende Hörer des Wortes zu werden, so sie etwa kämen zu ihrem Prediger und sprächen: Lieber Prediger, dies oder das hat mich befremdet an eurer Lehre. Wollet ihr mir nicht darüber weiteren Bericht geben? — Aber solches erlebt man wenig. Wo in ganz äußerlichen Dingen ein Fehl unterläuft, ist mancher in Sorgen, ob der Pastor recht sei, aber eine Handvoll Unreinigkeiten in der Lehre machen gar vielen wenig Unruhe. Nur, man nicht sagen, das ist ein übler Zustand?

Solltest du nun aber, lieber Leser sagen: Gewiß, es ist ein wichtig Ding, die Geister prüfen und die Lehre richten! Aber — wie kann ich solches? — so will ich auf diese Frage das nächste Mal Bescheid geben.

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Glückskind.

Erzählung von H. Fries.

(Fortsetzung.)

Mit der Gesundheit war's nun auch hier nicht zum Besten bestellt, der alte Meister ward sehr vom Husten geplagt und war zu Zeiten zu schwach, daß er den ganzen Tag im Bette bleiben mußte. Da gab es viel zu pflegen bei Tag und bei Nacht. Der alte Mann war aber auch von Herzen dankbar, und sagte oft: Ik warr Di dat gedenken in de selige Ewigkeit! un wil't of an mien Olsch bawen vertellen, wo good Du west bist, un heft mi jümmer wat Warmes parat hollen! — un wenn uns Heiland an sien grooten Dag kummt mit Pauken un Trumpeten, denn wil ik to Em seggen, hir is Een, de gestt das Woord: „Ich bin krank gewesen, und ihr seid zu mir gekommen!“

Das that denn dem Mädchen wohl bis in die Seele, und sie dachte bei sich: ach, wo hev ik't doch good, — de Oll heft würckli recht, ik bin bi allen Deem en Glückskind.\*\*\*) Auch als sie erfuhr, daß Jochen Weihnacht auf Urlaub gewesen wäre, ohne sie zu sehen, blieb sie still und gelassen und dachte: Sei heft sien kranke Moder keen Hartleed andohn wöllen!\*\*\*)

\*) Ich werde Dir's gedenken in der seligen Ewigkeit und wil't auch an meine Alte droben erzählen, wie gut Du gewesen bist, und halt mir immer etwas warmes bereit gehalten, und wenn unsers Heilands großer Tag kommt mit Pauken und Trompeten, dann wil ich zu Ihm saagen: Hier ist Eine, der gilt das Wort: Ich bin ic.

\*\*) Wie hab' ich's doch so gut, der Alte hat wirklich Recht, ich bin trotz alledem ein Glückskind.

\*\*\*) Er hat seiner kranken Mutter kein Herzeleid an-thun wollen!

So ward es wieder Oſtern, und in der großen Welt draußen paſſirte etwas, wovon man in der kleinen Weberkathe freilich nichts merkte, ſonſt aber merkten's viele, es gab nemlich einen großen Krach! Der Göze Mammon, der ſeine Anbeter hatte Luſtſprünge machen laſſen, ſchier bis in die Wolken, der ſchmiß ſie jezt einmal zu Boden, daß es krachte und gab es ein Au- und Wehgeſchrei bei Juden und Judengenossen, daß es zum Himmel aufstieg! Al' der Gründerſchwindel, Börsenbetrug, Actienwirthſchaft, Speculation in Staatspapieren — die ganze Geſchichte brach zuſammen mit Heulen und Zähnklaſſen! — Die Folgen dabon erſtreckten ſich in weite Kreiſe und Mancher ward von dem Strudel fortgeriſſen von dem man's gar nicht erwartete! Das Haus Salomon Jakobſohn u. Comp. krachte auch zuſammen und riß Hunderte mit hinab, auch der Baumhof krachte dabei in ſeinen Fugen! —

Der Bauer Vogt brachte die Hiobspoft. Die Wirkung auf die kranke Frau war ſchrecklich. Sie lag jezt immer zu Bett. Als ſie das Furchtbare hörte, wollte ſie's zuerſt nicht glauben. Trotz ihrer Krankheit fuhr ſie mit den Beinen aus dem Bett, ſie wollte aufſtehen, wollte in die Stadt fahren, ſie wollte den Hallunken zu Leibe, die ſie um ihr ſauer erworbenes Geld gebracht — ja was wollte ſie nicht Alles, und konnte doch gar nichts. Mit lautem Geſchrei ſank ſie auf ihr Schmerzenslager zurück, und lag eine gute Weile in Bewußtloſigkeit erſtarrt da! —

Jochen faßte die Sache nicht. Er wußte ja auch nichts davon, wo das Vermögen untergebracht war. Es war ein ſchrecklicher Jammer zu ſehen und zu hören, wie der ſchwachſinnige Mann am Bette der kranken Frau ſtand, bald mit Fragen auf ſie eindrang, was denn eigentlich geſchehen, bald ſie zu tröſten ſich bemühte! — Die Frau aber in heller Verzweiflung, bald händeringend mit Verwünſchungen auf den Lippen gegen Gott und Menſchen, bald weinend und heulend wie ein Kind, dann wieder in Zorn und Schelten auf den unglücklichen Jochen, er ſolle machen, daß er hinauskäme, ſie könne ihn nicht vor Augen ſehn, ſie wolle keinen Menſchen ſehn, ſie könne auch nicht mehr leben, ſie wolle unter die Erde!

So ging es fort den ganzen Tag bis in den Abend hinein. Der Bauervogt hatte die Geſchichte von dem Unglück im Krüge erzählt, ſo ging's wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus, und auch Michel hörte davon. Ja, dachte Michel, nu iſt Tid!\*) und ging nach dem Baumhoſe. Er klopfte an die Studenthür, es rief niemand: Herein! aber Michel kam doch hinein. Alles ſtill! Licht war nicht angezündet! Vom Bett her ſtöhnte es. Michel taſtete ſich hin und wünſchte „Guten Abend!“ niemand antwortete; nur das Stöhnen ward lauter. Noch einmal: Guten Abend! Wer iſt dat? hieß es nun.

Dat bün ik, Michel, ik woll man mal ſehu wo dat hier toſteht! —

Du kannſt man hingahn wo Du herkamen büſt! neefchgirge Lüd brukt man nich, wenn man im Unglück ſitt, dat Glend iſt ſo all groot genug! —

Neefchgirig bün ik ni! un wegwiſen juſt Du mi man of nie, mien Deern! Mi dünkt, Du kannſt wull en godes Woord un en Troſt brufen!

\*) Jezt iſt's Zeit.

Ach wat Troſt! wat ſall ik mit Din Troſt! den kannſt man för Di behollen! kannſt mi villich wedder gewen? — mi helpt nicks mehr as dat ik ünner de Ger kam, un dat je ehr je leever, ünner de Ger will ik, un wenn de leev Gott mi ni hebven will, denn mutt ik mi ſölbſt helpen! uthollen kann ik't ni! —

Sacht, man ſacht! dat ſünd jo böſe Redensarten! ünner de Ger wiſt Du? — ik dach ſönſt, dat Chriſtenminſchen in'n Himmel wollen! ünner de Ger kommſt Du jo licht, awer in den Himmel nich ſo licht! —

Jh wat, mit Dien Himmel! wenn ik dor ni herin kaſm, denn bliw ik buten vör! un wenn ik ni herinkamen ſull, denn mugg ik woll weiten, wer denn herinkem! Wo mennig arm Minſch hev ik ni good dahn! un ſo lang as ik man jichtens mi op de Been hollen kann hev ik wirt un ſchafft! na Kirch bün ik freilich ni veel kamen, dat ſünd aberſt of lang nich de Beſten, de dor all Sündag hinlopt! dat kannſt mi ſeker glöwen, Du büſt of ſo Gen de dat jümmer mit de Preeſters hett! —

Ja, mien beſte Deern, alſo in'n Himmel wiſt Du doch to gooder Lezt of. Nu woll ik man Gens ſeggen. Du weiſt ja dat geiht bargan, un Du heſt jo, as ik hör Dien Wagen gans full! Du heſt awer vergälen, dat Heſt achter för to ſetten. Wenn Du bawen ankummiſt, iſt dat Al' achter rut poltert un Du heſt en lerrigen Wagen! — un denn büſt Du nicks nüg. Un dat Di dat eenerlei iſt, ob Du herinkummiſt oder nich, dat glöb ik ni! Du kummiſt of woll noch op annere Gedanken! — Jk will na en poor Dag mal wedder inkiken! — Stekt ju man en beten Licht an, de Nacht iſt noch lang. Un denn Adjüs un Goode Nacht! —

Brukt gor ni wedder to kamen, kannſt mienewegen geern weg bliwen! — ſchrie die Bauerfrau dem guten Michel Seelforger nach! —

Dat's recht en ollen Tweern = Büdel!\*)

\*) Jh bin's, Michel, ich wollte nur mal ſehn wie es hier zuſieht.

Du kannſt nur hingehn, wo Du hergekomen biſt. Neugierige Leute braucht man nicht, wenn man im Unglück ſitt, das Glend iſt ſo ſchon groß genug.

Neugierig bin ich nicht! und wegweiſen ſollteſt Du mich nur auch nicht, mein Kind, mich dünkt Du könntest wohl ein gutes Wort und einen Troſt gebrauchen!

Ach was Troſt! was ſoll ich mit Demem Troſt! den kannſt Du nur für Dich behalten! kannſt Du mir vielleicht mein Geld wieder ſchaffen, oder meine Geſundheit wieder geben? mir hilft nichts als das ich unter die Erde komme, und das je eher je lieber! Unter die Erde will ich, und wenn unſer Herrgott mich nicht haben will, dann muß ich mir ſelbſt helfen, außhalten kann ich's nicht!

Das ſind ja böſe Reden! Unter die Erde wiſſt Du? ich dachte ſonſt, daß Chriſtenmenschen in den Himmel wollen, unter die Erde kommſt Du ja leicht, aber in den Himmel nicht ſo leicht!

Jh, was, mit Demem Himmel, wenn ich da nicht hinein komme, bleib ich draußen vor, und wenn ich nicht hinein ſoll, dann möchte ich wohl wiſſen, wer denn hinein käme. Wie manchem armen Menſchen habe ich Gutes gethan und ſo lange als ich nur irgend mich auf den Beinen halten konnte, habe ich gewirt und geſchafft. In die Kirche bin ich freilich nicht viel gekommen, aber das ſind auch lange nicht die Beſten, die da alle Sonntag hinlaufen, das kannſt mir ſicher glauben! Du biſt auch ſo Einer, der's immer mit den Baſſoren hält! —

Ja, mein beſtes Kind, alſo in den Himmel wiſſt Du zu guter Lezt doch auch. Nun wollte ich nur Eins ſagen. Du weiſt ja, es geht bergan und Du haſt ja wie ich höre, Deinen Wagen ganz voll! Du haſt aber vergesseſſen, hinten das Brett vorzuſetzen. Wenn Du Oben ankummiſt iſt Alles hinten herausgepoltert und Du haſt einen leeren Wagen und dann biſt Du nichts nüg. Und daß Dir das eenerlei iſt, ob Du hinein kommſt oder nicht, das glaub ich Dir nicht. Du kommſt auch wohl noch auf andere Gedanken. Jk will nach ein paar Tagen mal wieder einſehen. Bündet euch nur ein bißchen Licht an, die Nacht iſt noch lang. —

Brauchſt gar nicht wieder zu kommen, kannſt mienewegen gern wegbleiben. Das iſt ein rechter alter Schwäher!

brumnte ſie, zog die Decke herauf, und lehrte das Geſicht gegen die Wand.

Jochen krabbelte ſich ins Bett. Alles ward ſtill. Draußen ſtanden die hellen Sterne am Himmel und ſchienen ſo friedvoll über alle die Wohnungen der Menſchen. Hin und her ſtiegen Gebete auf, auch Kindergebete: „Kranken Herzen ſende Ruh, müde Augen ſchließe zu!“ — Die Kindergebete haben ſonderliche Kraft! hatten ſie denn keine Kraft für dieſes kranke, unglückſelige Weib! — In ihre trocknen Augen wollte kein Schlaf kommen. Wie nagende Würmer fraßen und bohrt die Gedanken in ihrem Gehirn! all das ſchöne Geld verloren! wie hatte ſie dran geſammelt! wie hatte ſie geſpart! und nun Alles weg! — ſie baßt die Hände und ſchlägt ſich damit an die Stirn! ſie muß einmal laut ſchreien! Das Geſchrei klingt ſchauerlich durch die ſtille Nacht. Jochen ſchnarcht dabei unverdroſſen weiter! — Dazu kommen die Plagen der Krankheit. Die Geſchwulſt in den Beinen iſt aufgebrochen, es ſickert immer Waſſer heraus! ſie iſt jo unbeholſen die arme Frau, wie gern läge ſie einmal auf der Seite, aber ſie kann ſich nicht kanten und kehren. — Es iſt eine qualvolle, endloſe Nacht! Gegen Morgen kommt ein kurzer, unruhiger Schlaf, voll ängſtlicher Träume, Erquickung iſt nicht vorhanden. —

Am nächſten Morgen erſcheint Stina, aber ihr Betragen iſt ganz verändert. Sie iſt ängſtlich geworden, ob man ihr auch den Tagelohn pünktlich auszahlen werde, die Rede geht ja durchs Dorf, Jochen Schlüter wäre jezt ein armer Mann geworden. Alſo tritt Stina vor das Bett der Bauerfrau und bringt es ihr als Morgengruß, ſie müſſe ihren Wochenlohn im Voraus haben, es gehe ihr doch nichts über das Gewiſſe. —

Die Kranke fuhr ſie wüthend an, bezwang ſich aber, ſie mußte wohl zu Allem Ja ſagen, dies Weib war ja ihre einzige Hilfe. —

Nach drei Tagen kam Michel wieder, dieſmal bei Tage, und fand den Zuſtand trauriger denn je.

Krankheit und Gemüthszuſtand der Bauerfrau waren dieſelben, aber nun hatte ſie ſich auch mit Stina entzweit. Sie hatte ihr nemlich die wunden Glieder ſo ſchlecht verbunden, war überhaupt ſo niederträchtig geweſen, daß die Kranke in ihrem Aerger ſie tüchtig geſchlagen hatte. Da war Stina denn wüthend weggerannt und hatte erklärt, ſie käme nicht wieder. Jezt mußte der Dienſtjunge die Küchenarbeit thun und Jochen die Kranke aufwarten, das konnte ſo nicht bleiben! —

Wat nu denn! ſagte Michel, als er die Geſchichte gehört. So kann't doch unmögli angahn! — Ja, wat nu, ſagte die Kranke, wie könnt hir all frepeeren, dor kümmerſt ſik keen um! —

Jk wüſt wull en Raad, meinte Michel, denn weer Ju Al' holpen, un mi ſchient dat meiſt, as wenn unſ Herrgott dat darup händriewen will! — Wenn Du dat wullt, denn ſöhr ik morgen hin un hal de lütt Diern, de Maria Hinz her, de bi'n ollen Jakob Wewer iſ. —

Wat! ſchrie die Frau! büſt Du untklof! dat weer de Lezt! bliw mi mit de von'n Tid! de ward ſik of ſchön bedanken, ik hev ehr vergangen Johr gehöri die Wahrheit ſegat! —

Dorum kun dat nu doch villich ſin, dat ſei dat däh! nich all Lüd vergeſſen Böſes mit Böſen! un ſei iſ jo hir in diſ' Stuv döfft, un dat erſt Jahr iſ ſei jo of hir bi Di wesen. Domals maßt Du ge-

waltig veel ut dat Kind! — It weet dat noch as gestern, as ik den Pastor halen müßt, un wi hir Alle herümslunnen, de rode Hinz dor in de Eck, un sin kranke Fru hir in dat annere Bett! — Du slünnst jo ok noch Fadder! — Lena, mien Deern, Du sullst doch Dien Bestes bedenken, so kann't doch ni bliwen. It will morgen früh wedder kam, un Bescheid halen. Gott geb Di gode Gedanken! \*)

Die Kranke schwieg und sagte kaum etwas, als Michel wegging. — Späterhin kam Michels Frau und half, so gut sie konnte, die Hausarbeit bescheiden und der Kranken beizustehen, welche auffallend still und nachdenklich zu sein schien. —

\*) Was nun denn? — So kann's doch unmöglich gehen!

Ja, was nun? wir können hier alle krepiren, da kümmert sich keiner drum! —

Ich müßte wohl einen Rath, und dann wäre Euch Allen geholfen, und mir scheint beinahe, als wenn unser Herrgott es darauf hinkenten will. Wenn Du es willst, dann fahre ich morgen hin und hole das kleine Mädchen, die Marie Hinz her, die bei dem alten Jakob Weber ist!

Was! — bist Du unflug! das wäre die Letzte! bleib mir mit der vom Leibe! Die wird sich auch schön bedanken, ich habe ihr im vorigen Jahr gehörig die Wahrheit gesagt!

Deshalb könnte es nun doch vielleicht sein, daß sie es thäte! nicht alle Leute vergelten Böses mit Bösem, und sie ist ja hier in dieser Stube getauft und das erste Jahr ist sie ja auch hier bei Dir gewesen. Damals machtest Du sehr viel aus dem Kinde. Ich weiß es noch wie gestern, als ich den Pastor holen mußte und wir Alle hier herum standen, der rote Hinz da in der Ecke, und seine kranke Frau hier im andern Bette! Du standst ja auch noch Gevatter! — Lena, mein Kind, Du solltest doch Dein Bestes bedenken, so kann's doch nicht bleiben. Ich will morgen wieder kommen und Bescheid holen! Gott gebe Dir gute Gedanken!

(Fortsetzung folgt.)

## Die holländischen Bauern und ihre Republik in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Ende des 17. Jahrhunderts kamen endlich Auswanderer nach dem Cap, welche den Landbau wirklich in Aufschwung brachten.

Im Jahre 1684 kamen fünfzig Bauern und Handwerker aus Holland, mit Frauen versehen, an, und bis 1688 trafen auch etwa 300 französische Hugenotten ein. Diese Leute verpflanzten den Weinbau nach Süd-Afrika und kultivirten ihn in den herrlichen Thälern von Drakenstein, Paarl und Wellington, wo viele ihrer Nachkommen bis heute leben.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts entwickelten sich die capschen Bauern mehr und mehr in ihren Eigenthümlichkeiten. Es war das Zeitalter der Ausbreitung dieser Colonisten bis zum Oranjesfluß, also durch die Breite der heutigen Capcolonie. Der erste Theil des Jahrhunderts verlief in der Unterdrückung, Beraubung und theilweisen Ausrottung der Hottentotten, der zweite Theil in Ausrottung der Buschleute, auf deren Horden man um 1750 zu stoßen anfang, sowohl im Schneeberg als in den nach dem Oranjesfluß sich hinziehenden, von diesem Volk bewohnten Flächen.

Die holländische Compagnie, welche, so lange sie das Cap im Besitz hatte, also bis 1795, ihre engherzigen, den Handel der Bauern in den Häfen unmöglich machenden Geseze, aufrecht erhielt, verlor mit der Zeit all und jede Macht über die weiter im Innern des Caplandes wohnenden Colonisten, wie können wir uns da wundern, daß diese in ungeregeltester, zügellosester Form die Eingeborenen zu Sklaven machten, oder vor sich hertrieben und beraubten? Es war ja das Volk der Hottentotten

gering an Zahl und besaß dabei ungeheure Heerden. Kolbe erzählt, daß ein Häuptling, der 80 Krieger hatte, 5000 Stück Hornvieh und 2000 Schafe besaß. Bei solchen Verhältnissen waren Beutezüge leicht und lohnend. In der ersten Zeit strafte die Gouverneure, welche Anweisung von Holland her hatten, mit den Hottentotten in Frieden zu leben, jede Ausschreitung der Bürger diesem Volke gegenüber, aber es kam zu Kriegen, zum Theil durch Schuld der Eingeborenen, und als endlich der Handel inlands freigegeben war, erlaubten sich die ins Innere ziehenden Tauschhändler, sobald sie aus den Augen der Beamten in der Capstadt waren, jegliche Willkür. 1702 zog ein Bauernhaufen von 45 Mann nach Osten und kam mit über 2000 Stück Vieh zurück. Die Untersuchung stellte heraus, daß sie es fern an der Ostgrenze von Kraalen erbeutet hatten, deren Bevölkerung, Männer-Weiber, Kinder, durch sie erst niedergemacht worden war. Ein Bericht von Händlern, die die Compagnie 1706 ausgesandt hatte, lautet also:

„Am 26. kamen wir zu Hannibals Kraalen. — Ich fragte, wie es komme, daß die Hottentotten hier kein Vieh besaßen, da doch die Compagnie mit ihnen niemals gehandelt habe, da erzählten sie, — wie vor einigen Jahren ein Freibürger, genannt „dronken Gerriet“ mit etlichen andern Leuten zu ihnen gekommen sei und ohne ein Wort zu sagen, auf sie von allen Seiten gefeuert und ihr Vieh geraubt hätte, ohne daß sie die Ursache davon wußten, da sie nie einem Holländer etwas zu Leide gethan hätten.“

Am Schluß dieses Berichts heißt es:

„So erfuhr ich leider, wie durch den vor einiger Zeit frei gegebenen Handel und die schlechte Ausführung dieser Vagabunden (d. h. der Händler) das ganze Land ruiniert ist, wenn man einen Kraal beraubte, so mußten diese andere und diese wieder andere anfallen.“ Dergleichen Documente sagen Alles; an Heilung des Uebels war nicht zu denken. Gouverneur Stell und der Rath erklärten es im Anfang des vorigen Jahrhunderts für unmöglich dergleichen Räubereien zu strafen, „die halbe Colonie würde ruiniert werden, so groß sei die Zahl der in solche Dinge verwickelten Einwohner.“

Ein Reisender, Le Bailant, welcher das Capland Ende vorigen Jahrhunderts besuchte, spricht erst über die gegen die Hottentotten verübten Grausamkeiten, dann aber auch über die Schwäche der Capregierung den Bauern oder Colonisten gegenüber. Er sagt:

„Ein Gouverneur, welcher von einigen gegen die Wilden verübten Grausamkeiten gehört hatte, citirte den Thäter nach dem Cap, daß er sich verantworten solle; der Schuldige dachte nicht einmal daran auf die Ordre zu antworten, sondern fuhr fort, in seiner gewöhnlichen Weise zu plündern, und sein Ungehorsam ward übersehen und vergessen. Eines Tages sprach ich mit mehreren Bauern über diese Mißbräuche, und sie erzählten mir, daß mehrere von ihnen ähnliche Befehle vom Gouverneur empfangen hätten, denen hätten sie auch keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ich entgegnete, daß ich erstaunt sei, weshalb der Gouverneur nicht ein Detachement Truppen mit seinem Befehle sende und im Weigerungsfalle den Schuldigen unter guter Escorte nach Capstadt bringen lasse. „Wissen Sie“, sagte einer von ihnen, „was die Folge eines solchen Versuches wäre? Wir würden uns augenblicklich versammeln und die Hälfte der Soldaten tödten, die

würden wir einsalzen und mit denen zurücksenden, die wir übrig gelassen hätten, mit der Botschaft, so werde es allen ergehen, die mit gleichem Ausrag zu uns kämen.“ Es sei genug an diesen Proben, sie schildern die Capcolonisten vorigen Jahrhunderts hinreichend. Wie können wir uns wundern, daß diese Leute, welche die friedlichen Hottentotten plünderten, als sie später in Contact mit der wirklich diebischen und raubstüchtigen Nation der Buschleute kamen, nicht daran dachten, irgendwie Gnade zu üben, oder versuchten, mit ihnen in Frieden auszukommen, sondern einen Ausrottungskrieg gegen das Volk eröffneten. Von 1786—1795, den letzten zehn Jahren der Herrschaft, welche die holländisch-ostindische Compagnie seit 1652 an dem Cap ausgeübt hatte, wurden 2480 Buschleute allein an den Grenzen des Districts Graaffreinet getödtet.

Wenn wir einen Blick auf den Zustand werfen, in dem das Volk der Capbauern am Ende des vorigen Jahrhunderts sich befand, so können wir nicht anders, als die ganze 1½ Jahrhundert lange Regierung der holländischen Compagnie als eine Mißregierung zu bezeichnen. Die eigentlichen Kaufleute hatten allen freien Handel und Wandel am Cap unterdrückt, hatten die Bauern, die sogenannten Freibürger, ausgebeutet und diesen wiederum gestatten müssen, die Eingeborenen auszubenten. Es bieten die Zustände der Cap-Colonie, als Ende vorigen Jahrhunderts die Engländer, begünstigt von den politischen Umwälzungen Europas, von Capstadt Besitz ergriffen, ein trauriges Bild, die Bauern befanden sich in den Districten Graaffreinet und Swellendam in hellem Aufstand wider das Regiment der Compagnie, sie wollten vorzüglich freien Handel in den Seehäfen erzwingen, denn immer noch mußten sie den holländischen Kaufherren ihre Producte zu festen Preisen verkaufen. In Swellendam hatten sie im Jahre 1795 schon die Republik unter dem Präsidenten Hermannus Steyn proclamirt. Von Tulbag aus ward der letzte Gouverneur, Sluikens, mit einem Angriff der Bauern\*) bedroht, wenn er sich ihren Forderungen nicht füge. Es war für Südafrika ein Segen, daß in diesem Jahr die Engländer die Herrschaft am Cap in die Hände nahmen. Was wäre aus der Capcolonie geworden, was aus den Bauern, wenn die Engländer nicht den Gang der Ereignisse gebindert hätten?

Es ist wohl ohne Zweifel, daß die Freiheitsbestrebungen der Bauern der holländischen Compagnie gegenüber von Erfolg gekrönt gewesen wären. Die Bauernrepublik Süd-Afrikas wäre aber ein zu früh geborenes Kind gewesen. Das Bauernvolk besaß noch nicht die Kultur, es fehlten ihm alle die Erfordernisse, welche die republikanische Regierungsform ermöglicht hätten, die süd-afrikanische Republik wäre nur ein Name für die Anarchie gewesen. Und hätte dies junge Gemeinwesen den Angriffen der Eingeborenen Stand halten können? Wir glauben nicht. Als die Engländer kamen, befand sich das Capland auch in

\*) Es ist für den Character dieser ausländischen Bauern sehr bezeichnend, daß unter ihren Forderungen auch die enthalten war:

„Daß jeder Buschmann oder Hottentott, männlich oder weiblich, sowohl solche, die durch Kommando's, als solche, die durch Individuen gefangen sind oder gefangen werden, lebenslang das gesicherte Eigenthum der Bürger, die sie besitzen und von Geschlecht zu Geschlecht dienstbar sein soll. Wenn solche Hottentotten fliehen, soll der Eigenthümer das Recht haben, sie zu verfolgen und sie nach Verdienst zu strafen, wie er es für gut befindet.“

dieser Hinsicht in einer Krisis. In Algoabay hatte sich ein geplündertes Bauernhaus verschanzt, ihre Feinde, 500 Hottentotten, lagen in der Nähe. In derselben Zeit plünderte ein Haufe Hottentotten und Kaffern den District Graaffreinet, schlug die Bauern und verfolgte sie bis zum Raimonsrivier an der Küste, wo sie von Swellendamern Bürgern im Verein mit den Engländern geschlagen wurden. Im Westen der Colonie hausten um dieselbe Zeit die Raubhorden der später die Missionare bekehrten Afrikaner. Die Hottentotten hatten den Gebrauch der Feuerwaffen von ihren Unterdrückern erlernt und wollten sich eben blutig an diesen rächen und an der Ostgrenze standen die kriegerischen Kaffern bereit zu räuberischen Einfällen. Wir sind der Ueberzeugung, daß die Capcolonisten sich gegen die vereinten Anstrengungen der Hottentotten und der Kaffern nicht hätten halten können, daß sie den Eingeborenen unterlegen wären, daß neue Formen der heidnischen Barbarei in Süd-Afrika sich gebildet hätten in neuer Kraft, wenn Gottes Weisheit nicht Englands starken Arm benützt hätte, dies zu verhindern, wenn nicht Englands gerechte Politik, verbunden mit der Anstrengung der Missionäre, die farbige Bevölkerung der Capcolonie mit der Herrschaft der Weißen ausgeföhnt hätte.

Es waren Ende vorigen Jahrhunderts, wenn man den Angaben trauen darf, erst 21,746 Weiße im Caplande, Seither haben sich die Capbauern schnell vermehrt, englische Einwanderer bevölkerten den Osten der Capcolonie. Die Bauern, welche holl. sprechen, sind aber auch schnell an Zahl gewachsen, zum Theil durch deutsche und andere Elemente, die sich ihnen sehr schnell amalgamirten. Heut leben im Caplande, nach dem Censur von 1865, 181,592 Weiße, von denen wir 140,680 zu unsern sogenannten holländischen Bauern rechnen dürfen. Wir betrachten aber nicht weiter den Zustand dieser jetzt durchaus loyalen und ruhigen Bewohner der Capcolonie, sondern wenden uns nun der Auswanderung der Bauern nach Norden und der Gründung der südafrikanischen Republik nördlich vom Vaalfluß zu.

Es ist bekannt, daß etwa vom Jahre 1815 an immer größere Bauernhaufen über den Orangelufluß auswanderten, um sich der englischen Herrschaft zu entziehen. Für die ersten Auswanderer, die ja meist Heerdenbesitzer waren, waren die grasreichen Ebenen, die sich zwischen dem Orange und Vaal ausdehnten, wohl Grund genug zur Auswanderung, und der Umstand, daß die Länder nach Norden und Nordosten hin viel fruchtbarer und lieblicher erschienen, als die, häufigen Dürren unterworfenen, Gegenden der Capcolonie, hat wohl im Großen und Ganzen viel zur Auswanderung der Bauern beigetragen. Aber die Auswanderung nahm bis zum Jahre 1840 immer zu, und nicht allein die Heerdenbesitzer zogen mit ihren Heerden davon, sondern reiche Landbauern verkauften die ererbten, oft auf's Beste cultivirten Farmen für einen Spottpreis, und zogen ihren Volksgenossen nach. Welches waren die Ursachen, die die Bauern aus ihren alten Sizen trieben? Es wird zunächst die Hottentottenfrage genannt, es wird gesagt, die Engländer befreiten die Hottentotten, und es giebt Leute, die letzteren einen Vorwurf daraus machen, daß sie ihre früheren Herren verließen. Andere wollen die Schuld dafür, daß die Bauern ohne Arbeiter waren, nachdem die Engländer ihren Willkürlichkeiten gesteuert

hatten, den Missionaren aufbürden, weil sich die Hottentotten auf Missionsstationen gesammelt hätten. Treten wir der Sache einmal näher. Die Hottentotten, welche nicht in die wüsten Striche nach Norden und Nordosten ausgewandert waren, waren zu Sklaven der Bauern geworden. Land besaßen sie nicht mehr zu eigen, sie mußten auf Grund und Boden ihrer Herren wohnen und waren jeder Willkür dieser preisgegeben. Wer kann sich wundern, daß die meisten dieser Leute, als Missionare unter Zustimmung der englischen Regierung Stationen gründeten, wo sie als freie Unterthanen der Colonial-Regierung wohnen konnten, von solcher Erlaubniß nur zu geringem Gebrauch machten. Was ist aber natürlicher, als daß der frühere Besitzer dieser Leute ihr Wegziehen nur als Scheu vor der Arbeit deutete, daß sich die Rede bildete, die Stationen der Missionare sind nur dazu da, die Hottentotten faul zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

### Formosa.

Auf dieser großen Insel des chinesischen Reichs ist seit 10 Jahren das Evangelium eingeführt worden, und zwar nicht bloß unter den Chinesen, sondern auch unter den halbbarbarischen Ureinwohnern, die das Innere bewohnen. Dr. Maxwell von der englischpresbyterischen Missionsgesellschaft war dabei das Hauptwerkzeug. Er erzählt davon Folgendes:

Er suchte sich zuerst 1865 in der Hauptstadt Taiwanfu niederzulassen, die wohl 200,000 Einwohner zählt. Doch hier waren die Aerzte über die wohlfeilen Kuren des Doctors erbost, daß sie ihn verjagten und er die Hafenstadt Taka zu seiner Station wählen mußte, wo christliche Kaufleute ihm an die Hand gehen konnten. Er kurirte nun dort die vielen Fieber und predigte. Nach und nach vermehrte man ihn auch in Taiwanfu, und die Hauptstadt war endlich froh an seinem Dienste. Nun erstreckt sich im Nordosten von Taiwanfu ein überaus liebliches Hochland, Posia, auf welchem die Sekhoan wohnen, ein schon civilisirter Stamm der malayischen Urbewohner, etwa 10,000 Seelen stark. Neben ihnen wohnen die mörderisch wilden Buhoan, welche gern Wildschweine und Rehe jagen. Nun hörten einige dieser Sekhoan von dem fremden Arzte und kamen 1870 nach Taiwanfu, um für verschiedene Krankheiten Hilfe nachzusuchen. Etliche von ihnen blieben zwei Monate lang unter seiner Behandlung, und einer, dem er ein großes Gewächs aufgeschnitten hatte, nahm tiefe Eindrücke von der Liebe des Heilands mit sich, abgesehen von den Schrifttheilen und Gesangbüchern, die er in seine Heimath brachte.

Er war nicht sobald in seinem Hause angelangt, als er auch schon seine Götzen zerbrach und seine Familie Gott anzubeten lehrte. Sie saugen miteinander die chinesischen Lieder, hielten den Sonntag heilig und ermahnten ihre Nachbarn, die Wahrheit anzunehmen. Schon im Jahre 1870 konnten 60 dieser Waldbewohner getauft werden, im folgenden Jahre 285. Jetzt hat die Mission 26 Stationen und 22 Evangelisten auf der Insel, und die Seelen, welche in der Pflege der 5 Missionare stehen, belaufen sich auf mehr als 4000.

Besuchen wir einmal mit Miss. Campbell jenes Hochland, 40 Stunden von Taiwanfu entfernt!

„Diesmal“, schreibt er, „hatten wir keinen Fall von Heidenzucht, dagegen 50 neue Taufkandidaten im einen der 3 Dörfer. Ich prüfte sie und fand 5 Männer und 5 Frauen reif für die Taufe. Dazu kamen 600 Zuhörer in die große, gutgebaute Kirche, viele von fernem Dörfern, und alle zeigten ein solches Interesse an den Gottesdiensten, daß ich mich immer auf's neue über diesen Eingang in Posia freute.

„Am Mittwoch nach dem Abendmahl hatten wir die Kinder der drei Gemeinden in der Kirche von Toalam beisammen, wo ihnen ein Fest gegeben und von allerhand Sonntagsschulen in der Heimath erzählt wurde. Es waren 140 Kinder, natürlich auch viele Erwachsene dabei. Die drei eingeborenen Prediger hielten Anreden, und zwar that das Bengho in der Sekhoan Sprache für die Hunderte, die kein Chinesisch verstehen. (Die Gebildeteren zwar sprechen es, aber die Meisten bedienen sich in ihrer Familie des malayischen Dialekts der Ureinwohner.) Das Anziehendste aber war gewiß der herzige Gesang der Kinder. Ihr Singen ist so lieblich, pünktlich und seelenvoll, daß namentlich in Awgulan die Leute dadurch besonders zu uns gezogen werden. Was sie von Melodien besitzen, beläuft sich nur auf 13 einheimische Weisen: die lieben Brüder haben nehmlich alte Volksweisen den christlichen Liedern angepaßt, und dazu componirte ein Diakon die eine, ein blinder Bruder in Thihlima-soa die andere, Tsaihoan eine dritte etc. Kurz wir haben darin ein Mittel gefunden, großen Massen die köstlichsten Wahrheiten nahe zu bringen. Und jetzt ist beschlossen, für die Kinder der drei Stationen eine große Mittelschule in Posia zu errichten.

„Noch immer freuen wir uns über jenen ersten Bekenner Christi, der jetzt ein angesehener Aeltester in einer der 3 Gemeinden ist. Merkwürdig ist, daß diese Posia-Leute weder Chinesen noch Waldbewohner sein wollen, sondern mit den Europäern eine alte Verwandtschaft ansprechen. Wahrscheinlich sind Abkömmlinge der a. 1662 zerstörten holländischen Colonie in diesen Stamm mit aufgenommen; denn anderwärts sind die Ureinwohner gegen die Europäer sehr feindlich gesinnt.

(Calw. Missbl.)

(Für das Gemeindegblatt.)

### Kleine Geschichten.

Matth. 4, 1—11.

't was de irste Fastensündag. De Middags-sün schien so fründlich vom Himmel up de Eer, as wenn se är Necht düttlich wisen wull, dat hüt Sünndag wör. Am fründlichsten awer schien se in ne lütte Döns, in de ne ole Fru ganz alleen in de Eck satt. Se harr Sünndagsgedanken un de sünd stül; un irnst sünd se ok, awer man nich düster. Nu müch de Sünm ja woll marken, da sich da doch'n paar Wolken rinstlifen un sich awer dat stille Gesicht legen wulle, un se dacht, dat wull se ball'e ännern — da schick se är hellsten Strahlen dörch dat Finster, de schöln de Wolken weggagen. Un richtig, een Dogenblick, da woru se verwisunen. Nu weet ick awer doch nich, ob dat de Sünm dahn hät, oder de smucke Deern, de da äben in de Dör rin kamen is. Denn de was ok luter Sünmenschin. Oh, wat lüchten de Dogen! wat strahl' dat Gesicht! und as sich düt Gesicht mit düffen Dogen

nu na de ole Fru inuvenn, da was dat woll keen Wunner, dat de düstern Wolken un Gedanken altohop wiken müssen.

„Da bin ick wedder trügg min leewe Mudder,“ säch de Deern; „is di de Tid of nich lang worn?“

„Nee, Christine, ick heww unnerdes hier Karfen holln un da gecht de Tid öcht hen. Tolez awer wör mi doch trurig to Sinn.“

„Trurig, worüm dat?“

Ja, dat Minshenhart is'n wunnerlich Ding un kummt up allerhand wunnerliche Gedanken. It harr dat Evangelien „von der Versuchung Christi“ lesen, dat du ja hüt in de Kerken hört hest, un ick freu mi denn so recht, dat uns Heiland den Düwel äwerwunnen hebb, un dat wi uns in sin Nachfolge nu of wehren künnt, wenn uns de Verföker mit sinen Listen un Ränken von'n rechten Weg avbringen will. Na, segg ick still to mi süln, du bist'n Gottlob bald mit dösch. Awer da up'n mal denk ick an di, un't follt mi recht swar up't Hart, dat du so'n harten Stand bi mi hest; denn arm sin un ne ole kranke Mudder alleen unnerhollen, un dat as ne junge Deern, dat is'n harten Stand. Un de Düwel weet dat, un leggt hier sin Slingen un leggt da sin Slingen. Süh, min leewe Dochter, as mi dat so dösch den Sinn güng, da is mi neredchte Angst äwerkamen, un ick heww inbrünstig bäet de leewe Gott möch di doch sin Engel toschicken, dat de böse Fird keen Macht an di finnen künnt. To uns Heiland sind de Engel frilich irst uaher kamen, awer wi in uns Schwachheit hewwt se doch all früher nödig.“

„Na, Mudder,“ sä da de Deern, un de Thranen stinnen är in de Dogen un dabi lach se doch — „na, Mudder, heww keen Sorg! De Düwel is all da wesen, awer de Engel sind of nich utblewen, un ick denk, ick heww blot de Engel mitbröcht; de Düwel is avtrullt.“

„Wat seggst, Christine?“

„Ik will di dat vertell'n, Mudder. Lat mit man irst geswind dat Middagäten maken.“

Na, dat was licht makt, un as se sic to Disch sett un baet harrn, fung Christine an to berichten. Oh Mudder, ick haww ne schöne Prädigt hört äwer dat schöne Evangelien. De Prädigt legge dat so düttlich ut, man kummt mit Hännen gripen: wat de Versuchungen to bedien harrn, un womit wi se abwehren müssen. Dat ging mi deep to Harten, awer ick dacht doch nich, dat ick't so bald bruken künnt. Ja, min leewe Mudder, in de Karf heww ick dat Evangelien hört, un up'n Karfenwege na Hus heww ick dat Evangelien erlewt. Süh, ick bin noch nich ut 'n Döör rut, da halt mi de rike Dickbur in. Wat de woll in de Karfen geht? se seggt ja, he hedd sin Fru dod argert un keen Deenstmaaken will bi öm bliben. Ik harr öm geern vörbi laten, awer he säng fründlich an to snacken. Oh, wat künnt he snacken! Tolez seggt he, 't wör doch recht trurig, dat ick to Hus dat leewe Brot nich harr; ick schöll doch bi öm in Deenst träen, denn wör ja all min Rod to Emm. — Wat, säch ick, ick schall min Mudder verlaten un schall min Gott verlaten? nee, ick bliew bi Gott un sin Wort, also of bi't veerte Gebot, un denn werd he uns of uns' däglich Brot geewen. — Ja, seggt he da, an min Mudder harr he nich dacht; ick harr ganß Recht, un ick wör'n fromm Gottskind un künnt gewiß up Gott's hülp un Bistand räten. Awer nu schöll ick doch of nich so bang und zaghaft wesen un schöll mi nich so schachtern von de Welt avsluten; mi künnt ja de Welt nix anheuwen. Oh ick hüt Abend nich mit öm to Danz gahn wull? — So, segg ick, ick schall

Gott versöken? nee, ick bliew leewer to Hus. — Nu word he ne' Tidlang still, awer up 'n Mal bliewwt he stahn un seggt: Christine, een Wort noch! marst du denn gar nich, wo leew ick di heww! walt du min eegen wern? Ik gev di dusend Dahler. — Oh, Mudder, ick zittre und bewre an ganßen Liv, un ick kann nix seggen, as: Satan, weg mit di! Awer as ick dat seegt harr, da glöwst nich, wat min Hart up'n Mal licht und froh was; ja 't was mi to Moth, ae dusend Engel bi mi un vör mi un achter mi hengünge. — Awer, Mudder, du vergittst dat Aken! Din Supp' is gewiß ganß kolt worn.

Ja woll, de ole Fru harr den Läpel all' lang up'n Disch leggt un harr an Hänn' still un andächtig totram selt. Un nu halt se Aken deep at de Bort un seggt: Gott lov, Ehr un Dank! Ja, de heiligen Engel, üm de ick den leewen Gott vör di anropen hewwt, de sind bi di weren un hewwt di bistahn.

Un nu süh to, dat se of födder bi di blimwt. Hilf, Herr, allezeit, mach uns bereit, zur ewigen Freud' und Seligkeit! Amen! St. D.

### Kirchliche Chronik.

Noch ehe diese Nummer des Gemeinde-Blattes an seine Leser versandt wird, werden die Sitzungen unserer lieben Wisconsin-Synode in der hiesigen Gnaden-Kirche ihren Anfang genommen haben. Wollten doch all unsere Gemeinden dieser Versammlung in ihrem Gebete gedenken. In unserer nächsten Nummer hoffen wir schon unseren Lesern einen Bericht über die Versammlung geben zu können.

Z.

Nachdem der „Christliche Botschafter“ seinen Albrechts-Predigern gesagt hatte, was sie essen und wie sie schlafen sollten, hält er ihnen nun auch in seiner letzten Nummer einen längeren Vortrag „über das äußere Benehmen eines Predigers auf der Kanzel“, der des Interessanten sehr viel enthält, von dem wir unsern Lesern einige Punkte mittheilen wollen. Der Verfasser dieser 17 Kanzelparagraphen holt weit aus, indem er schon Anleitung über das Verhalten des Albrechtsbruders (für andere Prediger kann der Vortrag ja nicht gemeint sein, indem er ganz und gar methodistische oder albrechtsbrüderliche Zustände im Auge hat) vor der Kirche und beim Eintritt in dieselbe gibt. Ueber den letzteren läßt er sich also vernehmen:

„Wenn du in die Kirche eintrittst, so nimm gleich beim Eintreten deinen Hut ab, gehe mit mittelmäßigem, subtilen (?) Schritt, nicht zu schnell und auch nicht zu langsam, durch dieselbe hin, und ohne weiteres auf die Kanzel, ohne umherzuschauen. Sprich zu Niemand und reiche auch Niemand die Hand, ausgenommen es ist dir ein bekannter Bruder, besonders ein Amtsbruder nahe. Einem Solchen reiche im Vorbeigehen mit freundlichem Zeitbieten die Hand und lade ihn ein, mit auf die Kanzel zu gehen. — Springe aber nicht hinauf und schreite auch nicht über zwei Staffeln auf einmal, das sieht nicht gut aus. Daß man auf der Kanzel zuerst auf die Kniee geht, brauch ich nicht zu sagen. Ziehe deinen Oberrock, wenn du einen an hast, erst aus, wenn du von den Knieen aufstehst. Wenn du aber kalt bist, so behalte ihn an, bis du aufstehst, um den Gottesdienst anzufangen. Wenn du kannst, so halte denselben auf der Kanzel in Bereitschaft, so daß du ihn nach der Pre-

digst sogleich zur Hand hast, um ihn wieder anzuziehen zu können, wenn du in Schweiß gerathen bist.“

Nachdem nun der Verfasser weiteren Rath gegeben hat, wie der Albrechtsbruder sich erst unguten, aber nicht zu viel auf eine Seite blicken soll, weil das unschicklich sei, und wie er dann ruhig in mittelmäßigem (?) natürlichen Ton, aber feierlich fest und deutlich seine Rede anfangen soll, fährt er also fort:

„Geht Jemand hinaus, während du liehest oder sprichst, oder macht sonst Störung, so halte inne und schaue ihn fest und scharf an, als wollest du ihn mit deinen Blicken durchbohren (natürlich von hinten, denn der Hinausgehende dreht ihm ja den Rücken zu.) Laß dich aber nicht reizen und außer Fassung bringen, so wirst du ohne viele Worte zu machen, wenig mit Störung geplagt werden.“

Darauf folgen besondere Vorschriften über Beten und Singen, nach denen der Verfasser erst auf das Verhalten bei der Predigt kommt. Darüber giebt er folgende sehr beherzigenswerthe und seinen Albrechtsbrüdern nöthige Anleitung:

„Halte deinen Körper ziemlich ruhig; lasse die Bücher liegen; mache nicht zu viel Gebrauch von deinem Taschentuch; springe nicht von einer Seite auf die andere; predige auch nicht auf einer Seite mehr hinunter als auf der andern; stecke nicht eine Hand in die Tasche; stelle auch nicht die Hände in die Seiten, schlage nicht auf die Kanzel, am allerwenigsten auf die Bibel; halte nicht deine Arme immer in Bewegung und wirf sie nicht unmäßig um dich; stampfe auch nicht zu viel mit den Füßen; lege dich nicht auf deine Arme und Ellbogen auf der Kanzel und huste nicht viel, wenn du nicht unust. (?) Willst du Gebrauch von deinen Händen und Armen machen, so muß das in Uebereinstimmung mit deiner Rede geschehen. Willst du guten Eindruck auf die Versammlung machen, und das sollte jeder Prediger zu thun suchen, so siehe zu, daß derselbe hauptsächlich durch deine Worte gemacht werde, nicht durch deine Geberden. Deine Zuhörer müssen fühlen, daß du Gottes Wort predigst.“

Sprich nicht zu viel von dir selbst und von deiner eigenen Erfahrung, besonders wenn du noch jung bist. Sprich nicht spöttisch oder höhnißch über Andere; ässe auch Niemand nach; vermeide alles Persönliche. Ein Prediger, der seinen Groll gegen gewisse Personen auf der Kanzel anlassen will, sollte von der Kanzel bleiben. Sprich auch nicht jedesmal von denselben Sünden und Lastern, führe auch nicht zu viel davon auf einmal an. Mache keine langen Entschuldigungen im Anfang; höre auf wenn du fertig bist und wenn du auch nur 15 Minuten geredet hast. Es ist dies besser, als wenn du noch eine ganze Stunde fort-leierst.“

Ei, ei, ei! Will der Verfasser dieser Vorlesung den „Geischt“ dämpfen? Darf man im albrechtsbrüderlichen Botschafter jetzt so etwas schreiben? Wenn doch der „Geischt“ die Brüder-Prediger treibt, mit den Armen um sich zu schlagen, mit den Füßen zu stampfen, auf die Kanzel und Bibel zu schlagen, zu husten, zu kreischen und Stunden lang zu leiern, ist es nicht sündlich, diesem „Geischt“ zu wehren? Niecht dieser pastoral-theologische Vortrag nicht stark nach Predigerfabrik, wie man in jenem Lager die theologischen Seminarien zu nennen beliebte? Das Albrechtsthum artet ja noch ganz aus!

Z.

Eine nicht geringe Anzahl von Mitgliedern der preussischen Generalsynode, unter ihnen sehr angesehene Namen, hatten dem Kaiser eine Bittschrift über-

reicht, betreffend die Aenderung der Trauungs-, richtiger Einsegnungsformel, und die befohlene Wiedertauung schriftwidrig Geschiedener. Wie die Kreuzzeitung meldet hat der Kaiser die Bittsteller abschlägig beschieden mit dem doppelten Bemerkten, daß der Oberkirchenrath die beiden Fragen mit der Generalsynode berathen werde, und daß ihn die Veröffentlichung der Bittschrift befreundet habe.

(Münkel.)

Die Errichtung von Seminaren für Lehrerinnen ist in Bayern in der Zunahme begriffen. Der Gedanke von Pfr. Dr. Prünzing in Memmingen, der zuerst die Heranbildung von Mädchen für diesen Zweck in Baiern anregte, hat einen fruchtbaren Boden gefunden. Bereits bestehen jetzt drei solche Bildungsanstalten: das Kreislehrerinnenseminar in München, die kgl. höhere weibliche Bildungsanstalt in Aschaffenburg und jenes Privatinstitut in Memmingen, das den Namen Ludwigsseminar trägt. Das letztere hatte bei seinem Entstehen mit den heftigsten Auseinandersetzungen der „Bayern. Lehrertg.“ zu kämpfen, welche die ganze Blut ihres Hasses gegen dasselbe ausgoß. Denn die modernen Lehrer fürchteten ein Doppeltes, einmal, daß diese sich ganz ihrem Beruf opfernden Lehrerinnen vielfach mehr leisten werden als die sich selbst mit den höchsten Lobeserhebungen feiernden Lehrer, und dann, daß hierdurch der Mangel an Lehrkräften minder fühlbar werde, sie also ihre Ansprüche nicht mehr so steigern könnten. Diesen Mangel wollte die moderne Richtung immer mehr fühlbar machen. Besondern Eindruck machte in dieser Beziehung ein Brief des bekannten Dr. Dittes in Wien an den Delegirten des deutschen Lehrervereins in Kaiserslautern, in welchem derselbe geradezu sagt: „Wie will man es verantworten, einen jungen, gesunden, talentvollen, redlichen Menschen zu einem Beruf zu verlocken, der so gering geschätzt ist und so elend honoriert wird, daß in ihm die Mehrzahl nicht nur um ihr Lebensglück, sondern auch um ihren Glauben an die Macht der Ideen und Ideale, um ihr Vertrauen an die Menschheit und damit um ihren Seelenfrieden gebracht wird? Ich halte den Lehrermangel für etwas Heißes, für das einzige Rettungsmittel aus der gegenwärtigen Misère. Von dem guten Willen und der Einsicht der Regierungen erwarte ich gar nichts“. Die moderne Lehrwelt ist also, wie Klarsehende freilich schon lange vorausgesehen haben, von der Beseindung der Kirche bereits zum Angriff auf die Regierungen vorgeschritten. Diese ihrerseits haben nun wohl begriffen, daß sie die erforderlichen Schutzmittel gegen einen solchen Angriff zu suchen haben. Und hierzu bieten sich ihnen nun diese Seminare für Lehrerinnen dar, welche voraussichtlich mehr Bescheidenheit und Opferwilligkeit zeigen werden. Deshalb hat denn auch bereits die Kreisregierung von Schwaben die Gründung eines solchen Seminars vorgeschlagen, und der Vertreter der Regierung sagte bei dieser Gelegenheit bezüglich jenes Briefes: „Wenn ein Pädagog so zu den Lehrern spricht, dann ist es Sache der Regierung, mit allen Kräften dahin zu streben, die Wirkung eines solchen Aufrufs zu vermindern. Alles muß daran gelegen sein, solchen Agitationen die Spitze abzubrechen.“

(Luthardt.)

Großer Born. Seit dem 18. April sind die katholischen Ausschüsse Frankreichs in Paris zu einem Congresse zusammengetreten. Wie man sich

denken kann, war ihr Blut in heftige Wallung versetzt durch den plötzlichen Umschwung der Dinge, und hervorragende Redner ließen sich zu vulkanartigen Ausbrüchen fortreißen, woran der Erzbischof Guibert von Paris, der in seiner Eröffnungsrede den Unterrichtsminister Waddington auf eine Linie mit Diocletian und Robespierre stellte, und dessen Gesehntwurf, betreffend die Freiheit des höheren Unterrichtes als ein Teufelswerk bezeichnete. Er erciferste sich darüber, daß man die Ultramontanen, welche der Geistlichkeit die Herrschaft sichern wollten, die „klerikale Partei“ nenne, und bezeichnete diese Namegeber als „arme verkommene Intelligenzen“, die er „der Unwissenheit, der Noth und der Dummheit“ zieh. Gleich als ob die rotze Commune von 1871, die seinen Vorgänger gemordet hatte, wieder im Anzuge wäre, bot er seine Brust den Dolchen dar, bereit zu sterben. Der Oberst Caron, welcher über die Unterrichtssache berichtete, führte im Verein mit dem Bischof von Nimes einen stürmischen Auftritt herbei, indem sich sämtliche Anwesende von ihren Sitzen erhoben und feierlich gelobten, mit allen ihnen gesetzlich zustehenden Mitteln dagegen zu kämpfen, daß den katholischen Universitäten das Recht der Verleihung der Grade wieder entzogen werde. Eine solche Sprache hat man auf der Generalversammlung der katholischen Vereine in Deutschland nicht zu führen gewagt, wiewohl die Lage der deutschen Katholiken eine viel schlimmere war, ein Beweis, daß die Diocletianische Verfolgung in Frankreich noch viel mehr Freiheit läßt, und daß die Ultramontanen dieselbe benutzen, um das Volk aufzuregen und die Regierung einzuschüchtern.

Indeß Waddington hat ihnen zu derselben Zeit in aller Ruhe die Antwort gegeben. Auf der Jahresversammlung der gelehrten Gesellschaften von Frankreich in Paris entwickelte er seinen Regierungsplan, auf der Bahn des Fortschrittes zu wandeln, den höheren Unterricht und die Universitäten zu heben, was sie allerdings nöthig haben. Lehrmittel und Lehrkräfte sollten verstärkt werden. Auf die Volksschulen übergehend, erklärte er, daß er Anhänger des Schulzwanges sei, zu dem er alsdann schreiten werde, wenn alle Familien erst Schulen in ihrer Nähe hätten. Dann aber werde er den Schulzwang mit Strafbestimmungen durchsetzen. Das wird die Ultramontanen in neuen Schrecken versetzt haben, denn es läßt durchscheinen, daß der Staat das ganze Volksschulwesen in die Hand nehmen wird.

(Münkel.)

Heidelberg. Der Besuch der Universität hat in diesem Halbjahre sehr zugenommen. Schon zu Anfange hatten sich 181 Neulinge gemeldet, aber — nur ein Theologe. Der Theologenmangel wird bald so groß sein, daß auf jeden Professor nur ein Zuhörer kommt. Wäre daß einer Universität wie Erlangen oder Leipzig begegnet, wald' ein Geschrei würde man landauf landab im deutschen Reich erheben, daß das nur von der veralteten starren Theologie käme. Nun es dem liberalen Heidelberg begegnet, ist nichts dabei. Im Gegentheil. Man sinnt darauf die Lehrkräfte zu vermehren, und die theologische Facultät zu heben. Zu Schenkels Aushilfe hat man einen freisinnigen Professor herangezogen, und so wird man fortfahren. Der Neuprotestantismus ist doch einmal eine unfehlbare Arznei, und hilft sie nicht, und schadet sie gar, so hat man sie doch, und so ist sie doch wenigstens an und für sich gut.

(Münkel.)

Der heilige Noth zu Trier. Es hat an sich ein geringes Interesse zu erfahren, ob eine katholische Reliquie echt oder falsch ist. Der falsche ist eine so ungeheure Menge, daß man nicht mehr weiß, was echt ist. Der ungenährte Noth Christi zu Trier nimmt dagegen ein mehr als gewöhnliches Interesse in Anspruch. Als er im Jahre 1844 ausgestellt wurde, strömte mehr als eine Million Menschen zusammen, und die Echtheit desselben, die in vielen Schriften dargethan wurde, bezeugte sich den Gläubigen durch mancherlei Wunder. Vielleicht war aber das Aergerniß über diese Ausstellung noch viel größer; denn es führte zum Austritte der deutsch-katholischen Gemeinder unter Führung von Joh. Ronge. Indeß die deutsch-katholischen Gemeinden schmelzen zusammen, und der heilige Noth erfreut sich noch immer des Vertrauens seiner vielen Verehrer.

Gegenwärtig giebt aber der Trierische Domkapitular von Wilimowsky, in der Gelehrtenwelt rühmlichst bekannt, ein Prachtwerk über den dortigen Dom heraus, worin er auch die Heiligthümer gründlich untersucht. Er ist zu der Entdeckung gelangt, daß der heilige Noth nicht ein Gewand Christi gewesen, sondern daß nur auf der inneren Seite dieses Kleidungsstückes ein kleines Stück Zeug ausgenäht ist, welches zu dem wahren Noth Christi gehört haben soll. Zwar bleibt es ja jedem unbenommen zu denken, daß der kleine Flicken dem ganzen Noth nach den Gesetzen der Homöopathie seine Kraft mittheilt, da es in solchen Sachen nicht auf die Masse ankommt. Indeß berührt es doch die herkömmlichen Vorstellungen sehr unangenehm, und die Aufregung ist so groß, daß man den greisen Domkapitular wiederholt unter anonymen Drohungen aufgefordert hat, seine Entdeckung nicht drucken zu lassen, sondern für sich zu behalten.

(Münkel.)

Kulturkampf. Nachdem sich die katholischen Blätter so siegesgewiß haben vernehmen lassen, macht es einen eigenthümlichen Eindruck, daß das ultramontane Hauptblatt, die Germania, plötzlich einen Ton anstimmte, der schwerlich der Siegesfreudigkeit Flügel verleihen wird, wozu ohne Zweifel die ungünstige Wendung in Frankreich das Ihrige beigetragen hat. Sie überhaut die Reiche der Welt und findet, daß der Kulturkampf die Reize um die Welt macht. In Europa werden sich bald alle Staaten, vielleicht mit Ausnahme Englands, ihm angeschlossen haben. Italien, Belgien, Spanien sind nicht mehr zuverlässig, und einige Freistaaten Mittel- und Südamerikas sind schon im vollen Feuer. Es schein Gottes Absicht zu sein, zu zeigen, wie wenig man auf menschliche Kraft, Klugheit und Einrichtung bauen dürfe. Es bleibe nur das Vertrauen auf die göttliche Rettung, wenn seine Zeit gekommen sein werde. Nach menschlichem Ermessen schein diese Zeit noch fern zu sein. Man müsse auf Jahre hinaus schwerer Leiden in und mit der Kirche gewärtig sein. So die trüben Nachtgesichte der Germania, die aber noch keine Nachtgibigkeit von Seiten der Kirche oder des Papstes durchblicken lassen. Der zerrüttende Kampf wird vorläufig fortgesetzt, ein Kampf um die Macht.

(Luthardt.)

In welchem Sinne die Welt reagiert wird, darüber hat der erste Minister Fallens Visconti Venosta ein Zeugniß abgelegt, das zwar haarsträubend ist, aber wenigstens an deut-

lichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Als im Abgeordnetenhaus eine Stimme behauptete: die Thaten der Regierung forderten die Strafgerechtigkeit Gottes heraus, da antwortete der Ministerpräsident in öffentlicher Sitzung: Alle Ihre Drohungen beschränken sich darauf, daß sie vom Finger Gottes sprachen. Dieser Finger, meine Herren, macht mir keine Furcht. Ich bekümmere mich nicht darum, ob Gott existirt, oder nicht; ich habe andere Sachen zu thun. Nicht Ihm habe ich Rechenschaft abzulegen über meine Handlungen, sondern meinem Gewissen, meiner Vernunft, der öffentlichen Meinung! (Beifall.) Wollen Sie wissen was mich bei der Verwaltung meines mühevollen Amtes tröstet? Es ist dies, daß alle Mächte Europas die nämliche Regel befolgen, wie wir. Sie beschäftigen sich nicht mit Gott. Wir Diplomaten sprechen diesen Namen nie aus; würde er Jemandem entischlüpfen so müßten wir lachen (!) Wichtigere Dinge liegen uns ob. — Wir hoffen, daß dies nicht die Gesinnung aller Diplomaten ist; aber auf ein Gegenzeugniß gegen diese gotteslästerliche Rede haben wir bisher vergebens gehofft!

Im übrigen: Die Herren rathschlagen miteinander wider den Herrn und seinen Gesalbten: Lasset uns zerreißen ihre Bande, und von uns werfen ihre Seile. Aber der im Himmel wohnet lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Psalm 2, 2—4

E—u.

### Büchertisch.

1. Diarium Pastorale. Hilfs- und Schreibbuch für Geistliche. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Pastoren von August Wendel. Reading, Pa. Verlag der „Pilger-Buchhandlung“. Kl. 8° S. XXX. u. 176. Dieses Büchlein soll eine Taschen-Agende,

Schreib-Kalender und Notizbuch für luth. Pastoren sein. In dem ersten oder agendarischen Theil finden sich Formulare zu Taufen, Trauungen, Kranken-Communion, Begräbniß, leider alle aus der Pennsylvanischen-Agende genommen, biblische Trostsprüche und Liederverse an Krankenbetten zu gebrauchen und dgl. mehr. Der zweite Theil enthält recht praktische Rubriken für Notizen von Taufen, Trauungen, Begräbnissen, Listen für die Communicanten oder Gemeindeglieder, für Confirmanden-Verzeichnisse u. dgl. Wenn auch die Formulare des ersten Theils uns nicht gefallen und wir bessere an deren Stelle haben, so möchte sich doch das Büchlein, das übrigens sehr hübsch ausgestattet ist, um seines zweiten Theiles willen für Pastoren als sehr brauchbar erweisen und möchten wir es als ein recht handliches und bequemes Taschenbuch bestens empfohlen haben. Zu beziehen von der Verlags-Buchhandlung. Preis 60 Cents.

2. Christian und Ernst. Eine Besprechung über die Odd-fellows oder Sonderbaren Brüder auf Grundlage heiliger Schrift, nebst Anhang, enthaltend eine kurze aus den Quellen geschöpfte Mittheilung über den Orden. Von J. F. Brockmann, ev. luth. Pastor. Zweite Auflage. Im Selbstverlage des Verfassers. 80 S. 128. —

Es ist überaus erfreulich, daß die erste Auflage dieses Büchleins, das vor einigen Jahren erschien,

schon längst vergriffen ist und von vielen Seiten das Verlangen nach einer zweiten Auflage laut geworden ist. Je verderblicher das hier zu Lande pilzartig um sich greifende Vogenwesen ist, um so nöthiger ist es, daß unser deutsches Christenvolk auf das Gefährliche jener Geheimbündler aufmerksam gemacht und vor ihren Netzen gewarnt wird. Und das ist in diesem Büchlein in gelungener, populärer Weise geschehen. Es sind nicht Vermuthungen und Erfindungen der eigenen Phantasie, die der Verfasser hier darbietet, sondern alle seine Ausführungen über die Lehre und Praxis der Loge sind sämmtlich aus den Quellen geschöpft, d. h. aus den Schriften und Büchern der Odd-Fellows selbst. Die Gesprächsform, in welcher das Schriftchen verfaßt ist, macht es um so anziehender und interessanter. Es ist jedenfalls das Gründlichste und Gediegenste, was bisher in deutscher Sprache über den Orden der Odd-Fellows geschrieben worden ist und verdient darum die weiteste Verbreitung. Zu beziehen vom Verfasser. Preis 50 Cts. für ein einzelnes Exemplar, \$4 das Duzend. —

3. Paulus Gerhardt. Ein Bild für unsre Zeit. Zum 200jährigen Gedächtniß seines Todestages. Von Friedr. Weyermüller. Mit dem Bildnisse Gerhardt's. Gotha 1876, Schloßmann (73 S. 8 m. 1 Holzschntaf.) 1 Mk. — Ueber dieses neueste Schriftchen des unsern Lesern durch seine für unser Blatt geschriebenen in-nigen Lieder wohlbekannten und lieben Verfassers schreibt die Leipziger Allgemeine luth. Kirchenzeitung folgendermaßen:

„Dem Verf. war es nicht um eine gelehrte Arbeit über P. Gerhardt, sondern nur darum zu thun, unserem lutherischen Christenvolke den Mann zu schildern, wie er lebte und lebte, damit es der Hauptsache nach den Sängern und den Streitern kennen lernte. Daß gerade Weyermüller, der selbst als lutherischer Sänger und Streiter seit einem Menschenalter auf dem Platze steht, zu solcher Schilderung vor anderen berufen ist, braucht nicht gesagt zu werden. Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. Der Schlüssel zum Verständniß P. Gerhardt's liegt in seiner Stellung zum lutherischen Bekenntniß, speciell der Konfessionsformel. Was er lebt und lehrt, das singt er auch. Der gemüthvolle Dichter und der standhafte Bekenner bedingen und erklären sich gegenseitig. Mit klarem Verständniß für dieses Wechselverhältniß und mit der ganzen Hingebung einer geistesverwandten Natur hat Weyermüller das Lebensbild P. Gerhardt's erneuert, frisch, kräftig volksthümlich und darum namentlich zur Verbreitung in den Gemeinden wohlgeeignet. Was über P. Gerhardt unter dem Volke unläuft, ist meist in religionsmengenem Sinn geschrieben. Weyermüller's Büchlein gibt einen deutlichen Ton von sich. Vorausgeschickt ist eine poetische Widmung in der bekanntesten schlichten Weise des Verf. Unrichtig ist die Angabe des Geburtsjahres. P. Gerhardt ist im J. 1607 geboren. Auch dürfte es sich empfehlen bei einer etwaigen zweiten Auflage einige von den zahlreichen Lieder-geschichten einzuweben. In einem solchen Buche sind dieselben als erbauliche Kommentare unseres Erachtens ganz an ihrem Ort.“

Möge das Werkchen des uns so theuren Verfassers auch unter seinen Glaubensbrüdern in Amerika eine weite Verbreitung finden!

Z.

### Kirchweibe.

Am Sonntag Rogate wurde die „Deutsche ev. luth. Dreieinigkeits-Kirche“ im Town Ellington und die „Deutsche ev. luth. St. Petri-Kirche“ im Town Blackveet, beide in Outagamie Co. gelegen, und zur Parodie des Unterzeichneten gehörig, dem Dienste des Dreieinigigen Gottes geweiht. Allen, die unser luth. Zion mit seiner reinen Lehre und rechtem Sakrament lieb haben, zur Freude, und allen seinen Widersachern zum Trost, zeigen wir hierdurch die Weihe dieser beiden Gotteshäuser im Gemeindeblatt an.

J. P. S. Pr.

### Die Evangelisch-Lutherische Synodal-Conferenz von Nord-Amerika

versammelt sich, so Gott will, am Mittwoch, den 19. Juli d. J., innerhalb der Dreieinigkeits-Gemeinde des Herrn Pastor D. Spehr zu St. Paul, Minn.

Als Hauptgegenstand für Lehrverhandlungen liegen noch vor: „Thesen über Kirchengemeinschaft“ (von Theses 10 an.)

Laut § 2 der Nebenbestimmungen zur Constitution sind die betreffenden Synoden aufgefordert, ein Verzeichniß der erwählten Delegation an den Pastor loci rechtzeitig einzusenden.

Alle Delegationen und Gäste, welche der diesjährigen Synodal-Conferenz beizuwohnen gedenken, sind ersucht, sich rechtzeitig wegen Logis bei Herrn Pastor W. Streißguth, St. Paul, Minn., zu melden.

J. Herzog, Secr.

### Quittungen.

Für die aus ihrem Eigenthum verdrängte, ev. luth. St. Stephans-Gemeinde in Beaver Dam, Dodge Co. Wisc. sind folgende Gaben eingegangen.

Durch Herrn C. Herwig von der Gem. in Kilbourn, Wisc. \$2, durch Pastor Bading von der St. Johannes-Gemeinde \$28.90. Von Herrn W. Dornfeld aus der St. Pauls Gem. in Martinsville N. Y. \$3, durch Pastor Goencke von der St. Mathäus Gem. \$12.83, durch Pastor A. Hoyer von der Gem. in Dayton \$4.50, von der Gem. in Mecane \$5.50.

Wir danken den lieben Brüdern für ihre uns erwiesene Liebe und wünschen ihnen Gottes reichen Segen.

Im Namen der ev. luth. St. Stephans-Gemeinde.  
B. Lucas, Pastor.

### Für die Haushaltung.

Aus Herrn Pastor Dovidals Gemeinde in Fort Atkinson, Collecte am Confirmationstage \$13.15. Aus Herrn Pastor Köhlers Gem. in Hustisford 20 Bushel Kartoffeln. Aus Pastor Brockmanns Gemeinde in Watertown von Mr. Voje 2 Sack Kartoffeln. Von F. Köhn in Sheboygan 1 Boy geräucherter Fische und 1 Sack Bohnen. Gott wolle den lieben Gebern vergelten!

Aug. F. Ernst.

Watertown, den 10. Juni 1876.

Von Herrn W. Waegner in Ridgewille als freundliche Beihilfe zu den Kosten meines Studiums die Summe von Zehn Dollars erhalten zu haben, bezeichne ich mit herzlichem Danke gegen Gott und den Geber.

Watertown, den 1. Juni 1876. A. Stolz.

Wittwenkasse: Durch P. Kluge \$3, d. P. Ungrodt \$10.35, d. P. Hönecke \$18.40, d. P. Adelberg \$11.50, und durch denselben von P. Siegler aus Ridgewille \$8.85, und aus Tomah \$3.50.

Missionskasse: D. P. Waldt aus der Kindermissionskasse \$5, in Missionsstunden gesammelt \$4.67, d. P. Hönecke in Miss. Stunden gesammelt \$20.

J. Bading.

Für die Anstalt: P. Bading von Franz Barthelt \$1. — P. Brockmann, Pfingst-Collecte der Gem. in Watertown \$19.40. — Von der Gem. in Prairie du Chien \$3.42. — Aus P. Pankows Gem. von den Gebrüdern Schönecke je \$1.

Für die Baucasse: P. Brockmann von Carl Eggert \$10.

R. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Pastoren: Rothmann, XI, \$1.10. Adelberg, \$10. Lehner, XI, \$2. Krumsieg, X, XI, \$2.10. Hönecke, X, \$2. XI, \$2. Kreuzer, X, XI, \$2.10. S. und Fr. Röttiger, X, XI, \$4.20. Th. Säfel.